

Zeitschrift: Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber: Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band: 19 (1978)
Heft: 1

Artikel: Basel im Spiegel literarischer Zeugnisse
Autor: Bösiger, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1088907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basel im Spiegel literarischer Zeugnisse

KURT BÖSIGER

Die nachfolgenden Texte zeigen den landschaftlichen Rahmen unserer Stadt, ihre historische Entwicklung sowie den Einfluss der geographischen Situation auf die geistige Haltung des Stadtbaslers. Sie sind nicht zuletzt für die Bedürfnisse des Geographie- und Geschichtsunterrichts an der Oberstufe zusammengestellt worden. Die chronologisch oder sinngemäss geordneten Untertitel wurden teils übernommen, teils ergänzt. Wie jede durch den Raum begrenzte Auswahl ist auch die vorliegende subjektiv und notgedrungen unvollständig. Da jedoch einige der zitierten Bücher relativ wenig verbreitet oder gar vergriffen sind, glauben wir, mit diesen Ausschnitten aus umfangreicheren Schriften einem weiteren Kreise zu dienen. Auf viele Zeugnisse, die den Rahmen der Regio Basiliensis gesprengt hätten, musste grundsätzlich verzichtet werden – wir denken etwa an das Zunft- und Staatswesen, an Kunst und Volkstum sowie an Zitate aus Schulbüchern, Führern und Zeitungen. Im Sinne der Zweckbestimmung unserer Zeitschrift wäre es sinnvoll, wenn die vorliegenden Texte als Initialzündung für ähnliche Beiträge aus dem in- und ausländischen Umland der Stadt Basel wirken könnten.

1 Das Landschaftsbild

(aus *H. Hiltbrunner*: Antlitz der Heimat. Oprecht, Zürich 1943. S. 41–46)

Die Landschaft Basel

Nun aber möchte ich einer Landschaft gedenken, der ich lebenslänglich verpflichtet bin, der ich lebenslänglich verfallen bin, der ich in meinen Träumen immer wieder und, je älter ich werde, immer mehr anheimfalle, zu der ich heimfalle – es ist die Landschaft meiner Jugend. Nur das Jugendland kann solche Macht über den Menschen haben, denn es und kein anderes Land hat diesen Menschen geformt, gebildet, modelliert: innerlich und äusserlich – aber am meisten innerlich . . . Ich will erzählen, woher alles kommt, was ich bin oder sein möchte, und wo ich Landschaft sehen, lieben und verstehen gelernt habe . . .

. . . Ich kam nach Basel und schritt geradewegs nach der mittlern Rheinbrücke, auf der uns die entscheidende Wendung im Lauf des Stromes deutlicher wird als sonstwo. Ein heller Westwind strich rheinaufwärts und zeichnete Böenbäume auf die grünen Fluten, die unter dem weiten Tieflandhimmel nach der Ferne hin blau

erschienen. Zog aber eine Wolke vor die Sonne, dann verfärbte sich das Grün zu einem trüben Gelb. Ich entsann mich da des frühern Rheins und seines gewaltigen Ziehens und Strömens. Seit dem Bau des Kembser Werks ist seine Bergnatur, das Alpine in seinem Wesen, erloschen. Der Strom ist technisiert; was der Mensch an Kraft gewinnt, verliert der Strom an Leben.

Trotzdem ist er der Strom dieser Stadt, die Hauptschlagader dieser Stadt und noch immer ihr Mittelpunkt, ihre unverlegbare Mittellinie. Und die Basler scheinen ihn trotz seines veränderten Temperaments weiterzulieben: immer wieder findet ein Mensch Zeit, auf der Brücke stehen zu bleiben und zuzusehen, wie der Frühlingswind das trübfließende Aprilwasser zu blauem Silber kräuselt. Für mich ist diese Erscheinung neu: Wind vermag Wasser gegen den heute fast gemächlich fließenden Strom zu treiben! Fischschwärmen gleich streichen die Böen unter den Brückenhöfen durch – eine liebliche Botschaft, eine zierliche Schrift.

Fließendes Wasser, zum Strom geweitet, erregt das menschliche Herz auf eine ganz andere Weise als stehendes Wasser. Eine Art Heimatlosigkeit will von ihm Besitz ergreifen, will es zwischen Herkommen und Hingehen ans Kreuz der Trauer schlagen – aber das Herz wird sich wehren, wird sich fassen, wird dem Strom der Gedanken und Gefühle jene Richtung weisen, die dem alltäglichen Leben dienstbar zu sein imstande ist. Denn der Strom ist der grosse Anschluss an das Leben, an die Welt, an das Meer. Meer jedoch – ist da nicht abermals das Unendliche, zum Besinnen Verführende, zum Philosophisch-Abwegigen Drängende? Es wird nicht anders sein, als dass der wirklichkeitszugewandte Mensch durch einen Strom hingerissen wird zu wahrhaft grenzenlosen Betrachtungen, zum mindesten zu weltgeschichtlichen Betrachtungen. Es ist der Rhein, der bewirkt, dass die Basler sich so deutlich von den übrigen Eidgenossen abheben. Es ist vielleicht auch die Grenze; aber gerade hier verliert der Rheinstrom den Grenzcharakter, der ihm als Hochrhein oberhalb Basel bis zum Bodensee eigen ist. Denn von Basel bis Bingen wird er als Oberrhein eine völlig andere Landschaft durchströmen; er wird zwischen Bingen und dem Meer als Niederrhein abermals eine andere durchbluten. Landschaftlich gesehen bezeichnen Ströme niemals Grenzen, im Gegensatz zu Gebirgen; denn Stromländer sind hüben und drüben gleichartig. Jedoch sind Stromläufe technisch leicht setzbare Grenzen; sie sind daher vom Menschen seit alters her als Grenze benützt und verkehrterweise als «natürliche» Grenze bezeichnet worden. Diese Widersprüchlichkeit, Grenze zu markieren, wo Grenzen aufhören – sie wird ein Weiteres zur Bildung des Baslercharakters beigetragen haben. Doch hat dies alles, wie Geschichte und Gegenwart zeigen, den Basler nicht zu einem schlechten Eidgenossen werden lassen, ganz im Gegenteil. Seine unverwechselbare, eigengesetzliche Art, Mensch zu sein, ist uns lieb, und wir alle sind stolz auf den Basler Geist . . .

. . . Basel aber ist Tiefebene, oberrheinische Tiefebene; es liegt halb so hoch als Bern und ist und bleibt mit seinen 270 Metern über Meer unser tiefstliegender Ort nördlich der Alpen. Auch diese Tatsache hilft die Eigentümlichkeit Basels mitbestimmen.

Jetzt liegt sie vor uns, diese Tiefebene zwischen Schwarzwald, Vogesen und Jura – liegt vor uns nicht weniger überwältigend, als jenseits des Jura das Hochgebirge

vor uns steht. Hier ist nichts mehr zu erklären; denn wir stehen schon beinahe am Meer, und unser Wasserturm ist gleich einem Leuchtturm . . . Wenn man mich früher fragte, wo ich aufgewachsen sei, dann prahlte ich etwa: «Ich komme aus einer Gegend unseres Landes, wo man nachts die Lichter von Paris und Amsterdam sieht und hinter ihnen die Brandung des Meeres hört» . . . Ich habe einfältig übertrieben, aber so übertrieben, dass das Unmögliche etwas Wesentliches dieser Landschaft aussagte.

Der Hochrhein

(aus *E. Egli: Mensch und Landschaft*. Artemis, Zürich 1975. S. 44–48)

. . . St. Galler Rheintal und Bodensee sowie Oberrheinische Tiefebene sind Ruhegebiete im Gesamtlauf des grossen Stromes. Der Hochrhein dazwischen ist aktiver, landschaftsbildlich wechselreicher. Der Eigensinn der Flussstrecke geht schon aus dem Kartenbild hervor: Der Rhein ist im Prinzip ein meridionaler, von den Alpen straff zur Nordsee gerichteter Strom; nach der Schwenkung im Bodensee jedoch fügt sich von Konstanz bis Basel ein ost-westlich laufendes Querstück ein. Und diesem Rheinabschnitt steht kein tektonischer Hauptgraben zur Verfügung, in den er sich durchaus passiv einfügen könnte. In individualistischem, erdgeschichtlich einfallsreichem Wechsel, sich anpassend und einschneidend, gestaltet hier der Hochrhein seine markanten Flusslandschaften . . .

. . . Der landschaftsanatomisch bedingten Gliederung der Flussabschnitte, dem Wechsel von ruhenderen und reissenden Strömungsphasen, entsprechen auch die hochrheinischen Landschaftsbilder. Da zieht sich das Flussband breit und glitzernd durch die Goldflächen sommerlicher Getreidefelder auf den Schotterebenen. Und mehrfach variiert ist das Motiv des cañonartigen Tales, dessen bewaldete Steilhänge in den Fluss die glasgrüne Farbe werfen. Aus dunklen Baumkronen leuchtet weisses Gefieder von Fischreihern. Bei der Albmündung tritt der Strom in das Kristallin des Schwarzwaldkerns ein, und mächtig springt der Hauenstein empor. Dann, nach Einmündung der Wehra, fliesst er am Dinkelberg entlang, in dessen Muschelkalk die seitlichen Gewässer alle Erscheinungen der chemischen Erosion entwickeln, so Dolinen und Höhlen, um zum Teil aus Stromquellen rheinwärts wieder ans Tageslicht zu treten . . .

. . . Wo das Tal des Hochrheins sich westwärts trichterförmig öffnet und die römische Strasse vom jurassischen Hauenstein den Strom überquerte, lag Augusta Rauracorum, Kolonie und Kulturzentrum zwischen Jura und Rhein. Mehrere Tempel und vor allem das Theater bildeten mit der Hügellandschaft am Talrand eine so sehr gemeinsame Szene, dass auch heute die neu gepflegten griechischen Aufführungen die Landschaft und ihre Horizonte in das Spiel einbeziehen. Das Castrum Rauracense bewachte den Rheinübergang. – Und da endlich, wo der Strom in den Rheingraben einbiegt, in das eigentliche Tor zur Welt, und wo westwärts die Burgunder Pforte, durch welche er in erdgeschichtlicher Vergangenheit floss, weit geöffnet ist, da hat sich die Grossstadt angeklammert, Basel, die Stadt

der weltweiten Industrie; Stadt mit europäischer Kulturgeschichte. Am Treffpunkt der drei grossen Wege, Oberrhein, Burgunder Pforte, Hochrhein, ist sie zugleich Dreiländerecke – des deutschen Geistes präziser Analyse, des *esprit français* der Synthese und des Kleinstaates der Freiheit.

Rheintal – Stadtbild

(aus einem Vortrag von A. Rüegg: Von Basels Geist und vom Charakter der Basler. Schwabe & Co., Basel 1943. S. 40)

... Unsere Stadt hat nämlich tatsächlich den seltenen Vorzug, ein Antlitz zu haben, d. h. einen Aspekt, aus dem sozusagen ihre Seele zu uns spricht, dessen Zügen wir eine markante, ihr einzig zukommende Eigenart entnehmen. Es ist die Rheinansicht Basels, die Pfalz mit dem zweitürmigen Münster und die andern auf steilen Terrassen hoch überm Uferbord sich erhebenden Bauten, die den Münster- und Burgberg dem Rhein entlang krönen. Wie majestätisch, wie grossartig ist doch dieses Stadtbild! Es gibt moderne Städte, die nur Anschwemmungen von Zement- oder Backsteinkisten zu nennen sind, von gelöcherten Häuserwürfeln des «style musique à bouche», wie man das im Welschland nennt, deren Massen alle natürlichen Reize des Geländes, Hügel und Täler, Flüsse und Bäche, Wälder und Gärten, Kurven und Engen, Ausweitungen und Rampen in einen Brei zusammenwalzen. Wir wollen alle Tage Gott danken, dass wir nicht in einer solchen Wohnmaschine wohnen. Es gibt aber auch andere Städte, an Flüssen und Seen, mit deren schöner Lage unser Basel nicht wetteifern kann. Aber Sie werden am ganzen Stromlauf des Rheines keine Stadt finden, deren Kern sich so stolz präsentiert, weder Speier noch Worms, weder Mainz noch selbst Köln. Das breisgauische Freiburg und das elsässische Strassburg bergen Kathedralen, die an Grösse und künstlerischer Vollendung unser Münster weit übertreffen. Unser Münster ist im Vergleich zu andern rheinischen Bischofskirchen verhältnismässig bescheiden, fast klein zu nennen. Seine Fassade macht mit der stark betonten und tief heruntergezogenen Giebellinie, aus der sich die beiden Türme nicht so ganz überzeugend herauslösen und nach oben recken, einen etwas hütten- oder zeltartigen Eindruck. Aber sein Inneres wirkt überaus ehrwürdig, ernst, gediegen, im ganzen noch romanisch weihevoll, alles Raffinement und alle Eleganz der späten Gotik verschmähend, ohne doch rustik zu sein. Schön aber, über alle Kritik erhaben schön ist der Blick aufs Chor von der Wettsteinbrücke, vom Schaffhauser Rheinweg oder von der Breite aus. Wie triumphierend stolz, wie wahrhaft königlich steht es da über den in mächtigem Bogen ausholenden Wogen des Rheins!

2 Die historische Entwicklung der Stadt

Die Anfänge Basels

(aus G. Lendorff: Basel I: mittelalterliche Weltstadt. Schweizer Heimatbücher, H. 33. Haupt, Bern. S. 4)

Bis zum Jahre 1006 war Basels Geschichte weder ruhmreich noch bedeutend. Eine gallische Siedlung auf dem Münsterhügel war von den Römern in ihre Befestigungslinie längs des Rheins einbezogen worden; die Strasse, die Kambete (Kembs) und Augusta Rauracorum (Augst) miteinander verband, führte über den heutigen Münsterplatz. Dort befand sich ein römischer Sodbrunnen – die Römer misstrauten offenbar allen offenen Gewässern – und unter den umliegenden Häusern liegen römische Mauerreste im Boden verborgen. Wir haben uns vermutlich ein kleines Kastell vorzustellen, wo die Reisenden in Sicherheit rasten und essen, ihre Pferde wechseln, notwendige Reparaturen ausführen und ihre Vorräte ergänzen konnten. In der Birsigniederung sassen wohl damals schon Schiffer, Händler und Handwerker. Irgendwo in der Nähe war übrigens auch die Festung «Robur», die der römische Chronist Ammianus Marcellinus im Jahre 374 erwähnt; er schrieb, sie liege «bei Basilia».

Über die Entstehung dieses Namens «Basilia» sind wir nicht unterrichtet. Keltische Worte, die «Wasser» und «Eber» heissen, klingen ähnlich; man kann also zwischen «Wasserstadt», «Eberstadt» oder «basileia», der «königlichen», wählen. Jedenfalls aber hat der sagenhafte Bischof Basilius nie gelebt, den man in der Renaissancezeit zum Städtegründer machen wollte.

Von unserem Aussichtspunkte auf der Pfalz her mögen einstmals jene römischen Besatzungssoldaten oft sorgenvoll gegen Norden geblickt haben, denn auf dem flachen, jenseitigen Ufer, im Gebiete des heutigen «Klein-Basel», hatten sich Alemannenstämme festgesetzt, und 455 kam die Katastrophe; sie überfielen die Stadt und zerstörten sie. Es schien ungewiss, ob sie sich wieder erholen würde. Trotzdem hören wir bald darauf von einem Bischof von «Basel und Augst». Die beiden Städte scheinen lange Zeit hindurch miteinander um den Vorrang gestritten zu haben: Augst hatte die stärkeren Mauern, Basel war wohl die volkreichere Ansiedlung.

Bischofsstadt

(aus G. A. Wanner: Die Basler Zünfte und Gesellschaften. In: Basel – eine illustrierte Stadtgeschichte. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1975. S. 148)

«Die Stadt ist am Bistum emporgewachsen wie der Epheu an einer Mauer» – so charakterisiert ein Basler Historiograph des 16. Jahrhunderts zutreffend die Entwicklung Basels im Frühmittelalter. Bistum und Stadt bildeten eine Einheit; denn der Bischof war ursprünglich nicht nur der geistliche, sondern auch der weltliche Stadtherr, der Herr über Grund und Boden der Stadt, der Inhaber der städtischen Gerichtsbarkeit, der Träger aller städtischen Rechte, der Empfänger sämtlicher

städtischen Einkünfte, im besondern der Marktherr, der am städtischen Markt durch seine Beamten die Aufsicht über die Einhaltung von Mass und Gewicht wie über Qualität und Preis der Waren führte und dem darum auch die Marktgebühren zuflössen. Dem Bischof standen zur Seite die Ministerialen, das heisst die Ritter des bischöflichen Dienstadels, und die Angehörigen einiger bevorrechteter Bürgergeschlechter aus dem Patriziat. Weit unter dieser Welt aber lag das, was mit einem modernen Ausdruck als «der dritte Stand» bezeichnet werden darf: die Welt der Händler und der Handwerker.

Zwischen Bischof und Kaiser

(aus W. Lütthi: Basels Eintritt in den Bund. Grafica AG, Basel 1951. S. 7 f.)

Im Mittelalter nahm Basel eine eigentümliche Zwischenstellung ein: Es war weder Reichsstadt noch bischöfliche Untertanenstadt. Den Forderungen des Kaisers entzog es sich mit der Begründung, es unterstehe dem Bischof; Ansprüche des Bischofs wies es mit der Erklärung zurück, es sei, dank kaiserlichen Privilegien, eine Freistadt. So zwischen den beiden Gewalten oft mühsam lavierend, suchte es sich den Weg zur Freiheit.

Dreieinhalb Jahrhunderte hindurch hatten die Bischöfe in einer eigenartigen Symbiose mit der Stadt gelebt. Um sich gegen die Adelsgeschlechter zu schützen, die dem Hochstift Gebiete zu entreissen strebten, hatte Bischof Heinrich von Neuenburg die Bürgerschaft auf seine Seite gezogen. Seine «Handveste» bestimmte, dass acht Kieser, nämlich zwei Dienstleute des Gotteshauses, vier Bürger und zwei Domherren, einen Rat von vier Rittern und acht Bürgern und einen Bürgermeister zu wählen hatten.

1337 trat zu den Rittern und Bürgern noch je ein Vertreter der fünfzehn Zünfte in den Rat. Dieser Rat gewann an Macht, je mehr das Stift in Geldnöte geriet. Die Bischöfe nahmen bei der Stadt Anleihen um Anleihen auf und verpfändeten ihr dagegen Rechte und Länder.

Universitätsgründung

(aus G. Lendorff: Basel I: mittelalterliche Weltstadt. Schweizer Heimatbücher, H. 33. Haupt, Bern. S. 19)

Nach dem Wegzuge des letzten Konzilbesuchers begann Basel die Fremden schmerzlich zu vermissen. Es standen viele Wohnungen leer, eine reiche Verdienstquelle war versiegt, und vor allem vermissten die zum Teil hochgebildeten Domherren und Räte die geistige Anregung. Sie bewarben sich um die Erlaubnis zur Gründung einer Universität, die der Papst gewähren musste. Da jener Sienese Enea Silvio Piccolomini, der als bescheidener Schreiber am Konzil teilgenommen hatte, unterdessen als Pius II. Papst geworden war, so war von ihm, als einem Freunde der Stadt, die Gründungsbulle nicht allzuschwer zu erlangen. Pius II. rühmt darin

«die günstige Lage der Stadt an den Grenzen verschiedener Nationen», ihre «gesunde Luft» und die «Fülle ihres Lebens» und spricht den Wunsch aus, dass fortan «in Basel ein Quell sprudeln möge, aus dessen Fülle alle nach Wissen Dürstenden schöpfen dürften». Am 4. April 1460 fand im Münsterchor die Gründungsfeier der Universität statt.

Die Fasnacht

(aus *E. A. Meier*: Feiertage und Volksbräuche im alten Basel. In: Basel – eine illustrierte Stadtgeschichte. S. 184)

Die militärischen Musterungen mit ihren Umzügen der Zünfte, Gesellschaften und Handwerker bilden die Grundelemente des fasnächtlichen Treibens, das schon zur Adventszeit beginnt und nach mehrmaliger Unterbrechung am Aschermittwoch seinen Höhepunkt findet. Der offizielle Aschermittwoch wird in eine kirchliche und eine weltliche Hälfte geteilt. Am Morgen des ersten Fastentages stellt der Glöckner, wie aus der Schilderung von Domkaplan Hieronymus Brilinger zu erfahren ist, im Münster fein gesäuberte und gesiebte Holzasche und einen Kessel mit Weihwasser bereit. Nachdem der Zelebrant die vorgeschriebenen Gebete gesprochen und die Asche besprengt hat, empfangen die geistigen Würdenträger in der Reihenfolge ihres Ranges entblösten Hauptes die Asche. Dann bestreut der Zelebrant auch die männlichen Laien, während der Leutpriester den am Eingang zur Vorhalle der Sakristei wartenden Frauen die geweihte Asche spendet. Der stillen Einkehr folgen unmittelbar wieder die mannigfaltigsten Vergnügen und Genüsse des lebensfreudigen irdischen Daseins. Da wird gescherzt, getanzt, gegessen, getrunken und Unfug bis zum Übermass getrieben. Auf den Zünften wird zum Aschermittwochmähli eingeladen. Auch wenn bei der Gestaltung des Speisezettels die kirchlichen Gebote nicht ignoriert werden, lassen die Irtenmeister doch nahrhafte Gerichte auftragen wie etwa durchgeschlagenes Mues, grünes Kraut, Heringe, Obst und Käse zum Mittagessen und Weinbeerensuppe, Fische, Obst, Käse, Wecken und Ringe zum Abendbrot. Im Jahre 1442 erlässt der Rat ein Mandat zur würdigen Begehung des Aschermittwochs: Es ist wider Christenliebe, diesen Tag mit Füllereien, Umziehen und andern Unziemlichkeiten zu brechen und ehrsame Leute mit Gewalt zu brämen (das heisst mit Russ zu beschmieren), in ihre Häuser zu steigen, sie in den Brunnen zu werfen und sie zum Prassen zu verführen.

Basel und die Eidgenossen

(aus *A. Heusler*: Geschichte der Stadt Basel. Frobenius, Basel 1975. S. 92)

... In den Händen der einflussreichsten Männer kam nun der Anschluss Basels an die schweizerische Eidgenossenschaft in Fluss, aber nicht auf dem Wege stürmischer Begeisterung, sondern spürbar unter dem Drucke einer Resignation auf das bisher am Oberrhein behauptete freie und unabhängige, auf sich selbst gestellte

Dasein. Auch der glühendste Schweizerfreund musste erkennen, dass durch einen Eintritt der Stadt in den eidgenössischen Bund mit ihrer bisherigen Geschichte und Tradition gebrochen werde, dass sich der Schwerpunkt ihres ganzen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens von der den Oberrhein beherrschenden Stellung zurückziehe in eine von überlegenen Bundesgenossen beherrschte Gebundenheit und Abhängigkeit als Glied eines geographisch betrachtet jenseits ihrer natürlichen Grenzen liegenden Staatsgebildes. Aber diesen Bedenken stand gegenüber die Ohnmacht des Reiches, die Hilflosigkeit der bisherigen rheinischen Bundesgenossen, der trostlose Zustand in den Nachbarländern, und nicht zuletzt die Besorgnis, die Landschaft des Baselbiets nicht behaupten zu können und sie schliesslich doch an die Eidgenossenschaft selbst zu verlieren. Alles das überwog entgegenstehende Erwägungen, um jeden Preis musste man aus der isolierten Lage, in die man durch die Neutralität im Schwabenkriege geraten war, herauskommen, das Verlangen nach einem «Rücken und Schirm», das sich schon lange geltend gemacht hatte, erhielt seine bestimmte Richtung auf die Schweiz, die im Glanze kriegerischer Überlegenheit dastand; Basel entschloss sich, den Weg der Verhandlungen mit der Eidgenossenschaft zu betreten . . .

Lob der Stadt

aus *P. Koelner*: «O Basel, du holtselzig Stadt». Birkhäuser, Basel 1944. S. 14 f., worin *Johann Fischart* «Das glückhaft Schiff von Zürich», in welchem Lobspruch der Verfasser die berühmte, am 20. Juni 1576 stattgefundene Fahrt von 54 Zürchern mit dem warmen Hirsebrei zum Strassburger Schiessen besingt, und *Martin Schrot*, der in seinem 1581 erschienen Wappenbuch des Heiligen Römischen Reichs als neunten Ort Basel vorstellt.)

O Basel, du holtselzig Statt,
Die den Rhein in der Mitte hat,
Allda er nimt den neuen Schwang
Gegen Mitnacht vom Niedergang,
Du must gewiss sehr freundlich sein,
Weil durch dich freundlich rinnt der Rhein.

Das neund Ort die Statt Basel ist,
Die schönst und auch die herrlichist
Für ander all, daher sie dann
Den Namen überkommen, wann
Auf Griechisch man versteht dabey,
Dass sie ein königlichs Wesen sey.
Da theilt sie der durchlauffend Rhein
In zwo Stätt, als die gross und klein.
Ein hohe Schul und glehrte Leut
In Sprachen hat sie dieser Zeit,

Da werden umb ein mercklich Gelt
Getruckt vil Bücher für die Welt,
Dieselben auch gen Frankfurt bracht,
Darnach geistlich und weltlich tracht,
Dessen sich die Statt helt, auch sunst
Vil Ding in jeder freyen Kunst
Und Sprachen, dardurch wird aussbraut
Im Lob der gantzen Christenheit,
Also die Statt den Saamen seht
Der Kunst, darauss vil Frucht aufgeht.

Basel um 1820

(aus G. Lendorff: Basel II, Biedermeierzeit. Schweizer Heimatbücher, H. 76. Haupt, Bern. S. 5 f.)

Um eine Veränderung zu verstehen, muss man um den vorhergehenden Zustand wissen. Versuchen wir also, uns die Stadt so vorzustellen, wie sie sich anno 1820 dem Besucher darbot. Wir wählen dieses Jahr, weil damals Basel die Miteidgenossen zu einem schweizerischen Musikfest einlud. Dies war insofern ein historischer Augenblick, als es das erste deutliche und nach aussen hin sichtbare Zeichen dafür war, dass man jetzt die schwere Not der Napoleonszeit endgültig hinter sich hatte. Schon zur Fastnachtszeit hatte man dies dadurch bekundet, dass die Obrigkeit zu einem prächtigen, historischen Umzug einlud, der die «Brautfahrt des Grafen von Tierstein 1376» darstellte. Nun freute man sich auf die Gäste aus den anderen Kantonen. Die Aufführung von Haydns «Jahreszeiten» in der St. Leonhardskirche sollte den Höhepunkt des Festes bilden.

Die Reisenden kamen zu Fuss und zu Wagen; die Zürcher hatten sich ein Schiff bauen lassen und kamen auf dem Wasserwege den Rhein herunter. Immer noch, wie im Mittelalter, war die Schifffahrt nur stromabwärts möglich. Zur Rückreise mussten demzufolge die Postkutschen benützt werden. Wer reich war und einen eigenen Wagen hatte, konnte auch mit «Relaispferden» reisen. Dies waren Mietpferde, die auf genau festgelegten Poststationen gegen andere gewechselt wurden. Diese Einrichtung bestand in vielen europäischen Ländern.

Von welcher Seite aus man sich Basel näherte: Immer bot sich ungefähr dasselbe Bild. Ein Mauerring mit Wachttürmen, Bollwerken und Toren umgab die Stadt. Er wurde von hohen Dächern, und diese wiederum von den roten Sandsteintürmen des Münsters überragt. Das Land, in dem diese nach aussen hin so klar begrenzte Siedlung lag, war flach und fruchtbar; Wiesen mit vielen Obstbäumen, Rebland, Bauerngehöfte, und vereinzelte schöne Landgüter breiteten sich darauf aus. Alle Zugangsstrassen aber führten gradlinig auf eines der sieben Stadttore zu. Nur durch ein Tor konnte Basel überhaupt betreten werden.

Neuerungen der Fünfzigerjahre

(aus *G. Lendorff*: Basel II (Biedermeierzeit). Schweizer Heimatbücher, H. 76. Haupt, Bern. S. 20)

In den Fünfzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts kam man sich in Basel sicherlich sehr fortschrittlich vor. Zwar waren noch lange nicht alle Forderungen erfüllt, welche die Sanitätskommission verlangt hatte, als 1855 ganz Europa von einer Cholera-Epidemie heimgesucht wurde: Der Birsig wurde noch nicht saniert, und auch mit der Verlegung der «Stinkenden Gewerbe» (Schlachthaus, Gerbereien) an den Stadtrand ging es nur langsam voran, und die Kanalisation war ebenfalls noch ein Wunschtraum. Dagegen aber fuhren Kehrriechwagen durch die Stadt, um die Abfälle einzusammeln; sie zeigten ihr Kommen durch eine Glocke an. Es bestanden auch schon Pläne, die aufgefüllten Gräben und abgetragenen Schanzen in Parkanlagen zu verwandeln. Dass 1856 die Standestruppe aufgelöst wurde und die Tore fortan nachts offen blieben, machte manchem alten Basler schwere Gedanken. Man war nicht daran gewöhnt, dass jedermann ungehindert in die Stadt kommen konnte.

Auch in den Strassen selber gab es Veränderungen. Eine private Gesellschaft hatte ein Gaswerk errichtet, und nun brannten nach Einbruch der Dunkelheit die Gaslaternen. Überhaupt tauchten noch andere neue Erleichterungen für die Bürger auf: Den Verkehr zwischen den verschiedenen Bahnhöfen besorgten zum Beispiel nun die Mietsdroschken der Firma Keller, deren Beispiel bald weitere Unternehmer folgten. Da die einzige Rheinbrücke auch nicht mehr genügte, so kam man auf die originelle Lösung, ein Fährenseil über den Rhein zu spannen, für den Betrieb des Fährenschiffleins lieh der reissende Strom gratis die Wasserkraft. Es war die Künstlergesellschaft, die diese Idee verwirklichte. Aus dem Erlös des «Fährgeldes» wurde zum Teil deren Gesellschafts- und Ausstellungsgebäude, die Kunsthalle am Steinenberg, gebaut.

Wandel der Wirtschaftsstruktur im 20. Jahrhundert

(aus *H. Bauer*: Basel als Verkehrs- und Wirtschaftsraum. In: Basel – eine illustrierte Stadtgeschichte. S. 136)

Um die Jahrhundertwende gab es in Basel-Stadt 643 Personen, die den Bauernberuf ausübten, und die Landwirtschaft ernährte insgesamt 1181 Personen. Die Volkszählung im Jahr 1960 hat noch 139 aktive Berufsvertreter und, mit deren Angehörigen, 229 von diesem Erwerbszweig Ernährte festgestellt, dem damals 216,9 Hektaren Anbaufläche zur Verfügung standen. Die letzten Höfe am Stadtrand waren am Verschwinden, und die Verstädterung hatte weitgehend den ländlichen Charakter der Landgemeinden ausgelöscht. Umgekehrt hat sich die Zahl der industriellen Betriebe im gleichen Zeitraum von 242 auf 437 erhöht, und die Arbeiterzahl ist von 15 639 im Jahr 1911 auf 16 233 unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg, dann auf 27 423 im Jahr 1966 gestiegen, wobei aber auch die Ver-

änderungen der Arbeitsmethoden und die Vermehrung der motorischen Kräfte als entscheidende Entwicklungsfaktoren zu berücksichtigen sind.

Die bedeutendste Umgestaltung hat der Industriekörper selbst erfahren. Ihr Merkmal ist der Niedergang der Seidenbandindustrie und der mit ihr verbundenen Branchen, zugleich aber der Aufstieg der chemischen und der pharmazeutischen zur führenden Industrie von Basel, das ihr schweizerisches Zentrum und Sitz von Weltunternehmungen geworden ist. Beide Entwicklungen begannen im 19. Jahrhundert, als der Höhepunkt der Seidenbandindustrie in den sechziger Jahren überschritten wurde und der Rückgang in der Krise der siebziger Jahre begonnen hatte. Die chemische Industrie hat sich seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stärker entwickelt und hat bereits in den achtziger Jahren mit ihren Teerfarben eine führende Stellung auf dem Weltmarkt eingenommen. Ähnlich wie die schweizerische Maschinenindustrie sich aus einem früheren Hilfsgewerbe der Textilbetriebe zur grössten Industrie der Schweiz entwickelt hat, ist die chemische Industrie Basels in einem gewissen Sinne die Tochter der Seidenindustrie, soweit der Bedarf der Seidenfärberei für sie in Frage kam. Daneben fiel zugunsten von Basel als Standort der Farbenfabrikation die französische Patentgesetzgebung in Betracht, die, ähnlich der Aufhebung des Ediktes von Nantes in der Hugenottenzeit, wertvolle Wirtschaftskräfte vertrieben und ihre Entfaltung in der freiheitlichen Atmosphäre der benachbarten Schweiz begünstigt hat.

3 Geist und Mentalität

Erinnerung an Basel (1806)

(aus *J. P. Hebels* Werken, Bd. 1. Atlantis, Zürich 1942. S. 257 f., 5 von 9 Strophen)

Z'Basel an mi'm Rhi,
jo dört möchti si!
Weiht nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel ist so blau
an mi'm liebe Rhi!

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt's.
O wie wechsle Berg und Tal,
Land und Wasser überall
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für si hi und zruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Wie ne freie Spatz
uffem Petersplatz,
fliegi um, und 's wird mer wohl,
wie im Buebekamisol
uffem Petersplatz.

Uf der grüene Schanz,
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lacht's mi nit so lieblich a
bis go Sante Hans.

Basler Mentalität

(aus einem Vortrag von A. Rüegg: Von Basels Geist und vom Charakter der Basler. Schwabe & Co., Basel 1943. S. 9 f. und 15 f.)

Es weht sicher eine kalte Luft in Basel, kälter als in Zürich oder Luzern und sogar kühler als in Aarau und Solothurn. Aber sie hat ihre guten Seiten, diese kühle Basler Brise. Wie gut bekommt sie uns doch. In dieser Luft kommt keine falsche larmoyante und schwül erotische Sentimentalität auf. Da ist der Boden zu steinig für das Gedeihen tropisch üppigen Barockschwulstes. Da gibt es kein schief verlogenes Dergleichentun. Da zieht keine Schnorrenwagnerei. Da lässt man sich nichts vormachen von grosstuerischer und machtvoll sich gebärdender, alles auf-fressen wollender Superlativrhetorik...

... In dieser eisig dünnen Luft Basels platzen alle Hyperbeln, so wie sie dem Gehirn entspringen, sofort wie Seifenblasen, alle blütentreibende Rhetorik und irrlichternde Sophistik, sowohl die der Politik als die des Gerichtssaales, der Kanzel und des akademischen Lehrstuhl; alles, was auf Schein und Glanz, auf blosses Charmieren und Blenden und Bestechen angelegt ist, schrumpft, je aufgeblasener und üppiger es sich gibt, um so schneller zusammen und fällt wie welkes Blätter- und Blütenwerk lautlos zu Boden. In dieser Stadt gibt es kein Beschwatzen, sondern nur ein Beweisen, kein Überreden, sondern nur Überzeugen...

... In dieser gesunden Luft wird man nie verwöhnt, nie bequem und sicher und träge. Nur Echtes, Wesenhaftes hat hier Kurs. Auf blosses Formenwahren, auf Dekoratives, auf sogenannte Formalitäten, Lieblichkeiten («amenties», wie die Briten sagen) gibt man wenig oder nichts. Im 15. Jahrhundert schon hat Aeneas Silvius Piccolomini, einer der besten Kenner und grössten Gönner unserer Stadt, mit Verwendung eines aus dem sallustischen «Catilina» stammenden Losungswortes den Basler Charakter markant folgendermassen umrissen: Es komme dem Basler mehr darauf an: *esse quam videri*, d. h. *sein*, nicht *scheinen* sei ihre Devise. Das ist nach einem halben Jahrtausend heute noch so. Der Basler hat nichts für's Repräsentieren, he means business.

Basler Geist und Sprache

(aus *J. Vondermühl*: Basler Sitten. G. Krebs, Basel 1969. S. 16 und 21)

Die Schönheit und Eigenart der Stadt drängt sich nicht auf. Aber wer sie entdeckt hat, dem kommt sie auf Schritt und Tritt entgegen. Ähnlich steht es mit den Bewohnern, besonders mit denen, die der Stadt ihre Sonderart gegeben, Basel zu Basel gemacht haben. Es war Basel vergönnt, sich im Laufe der Zeit ohne geschichtliche Zusammenbrüche, ohne Eroberungen der Stadt durch Feinde und daher seit dem grossen Erdbeben im 14. Jahrhundert ohne Zerstörungen zu entwickeln. Doch war die Trennung von Stadt und Land im Bürgerkrieg von 1833 ein tiefgreifendes Erlebnis, so dass man von da an von einem neuen Abschnitt der Stadtgeschichte sprechen kann. In den 1830er Jahren entstand das geistige Basel, wie wir es noch heute in seinen letzten Ausläufern erleben . . .

. . . Nicht nur das Benehmen, sondern auch die Sprache wird von der Sitte geregelt. Das Bild der Basler Gesellschaft wäre nicht vollständig, wenn man nicht daran erinnerte, dass in allen Lebenslagen, im Haus, bei geselligen Anlässen und selbst bei Reden und Trinksprüchen die Mundart gebraucht wird. Die liebevolle Pflege dieser nuancenreichen, wendigen Sprache gehört, genau so wie alle andern Gewohnheiten, zur Lebensform der alten Bürgergeschlechter. Je mehr sich die Stadt vergrösserte, je mehr sie Zuzug von auswärts erhielt, desto mehr verflachte das Baseldeutsch zu einem ausgewaschenen Bundesdeutsch. Das echte Baseldeutsch hebt sich immer stärker davon ab, obwohl jede Generation der Jugend den Verfall der Ausdrucksweise vorhält, wie dies die Generationen vor ihnen auch getan haben. Je echter baslerisch eine Familie sich fühlt, um so peinlicher wacht sie auch über diesen sprachlichen Teil des überkommenen geistigen Erbes.

Der Basler und die Eidgenossen

(aus *Fridolin*: Der Basler. Birkhäuser, Basel 1966. S. 8 f.)

. . . Wie stehen denn die Basler den übrigen Eidgenossen gegenüber? Wir dürfen da getrost die etwas kühne Vermutung hegen, dass sich die Basler auch heute noch, wie wohl schon 1501, zuerst einmal als Basler und erst etwas später auch als Eidgenossen, als Schweizer fühlen. Gar so keck, wie er auf den ersten Blick aussehen mag, ist dieser Satz gar nicht; denken wir uns an Stelle des Wörtchens «Basler» nur einmal das Wort «Berner», «Tessiner» oder «Waadtländer»! Durchwandert ein Basler die Schweiz, so geht ihm wohl im Bewusstsein seiner eigenen Zugehörigkeit zu diesem schönen Lande das Herz auf. Den Miteidgenossen gegenüber bleibt er jedoch weit mehr Basler als Schweizer; jedenfalls befallen ihn niemals Minderwertigkeitsgefühle. Er fühlt sich zwar bestimmt kaum als etwas Besseres; wohl aber als «ebbis Äxtras». Er wird das Gefühl nicht los, er sei seinen Landsleuten gegenüber geistig beweglicher, flinker, kultivierter. Er verstehe es in allen Lagen, kühler abzuwägen. Grob ausgedrückt: er gehöre den Hosenträgerschweizern nicht ganz zu, die ihn als eigen, als schwierig, als den «Engländer der Schweiz» beurteilen . . .

Anpassung oder Widerstand? – Basel im kritischen Sommer 1940

(aus *F. Grieder*: Basel im Zweiten Weltkrieg. Basler Neujahrsblätter 1953–1957. S. 43 f.)

Eine wichtige Komponente in der öffentlichen Meinung bildeten die Kräfte des uneingeschränkten Widerstandes, die entweder die Endgültigkeit des deutschen Sieges bezweifelten oder aber den Kampf selbst unter den ungünstigsten Voraussetzungen einer Kapitulation vorzogen. Diese Richtung war ohne Zweifel in der Armee, bei den Wehrmännern aller Grade, am stärksten vertreten, doch auch zahlreiche Bürger aus allen Volksschichten, in Basel vor allem Mitglieder der Zünfte, verschworen sich, dem deutschen Vordringen auf allen Gebieten, wenn es sein musste, mit Gewalt zu begegnen. Aus dem Kreis der Zünfte wurde der Bundesrat um Freigabe bestimmter Bücher ersucht und zur Intervention gegen deutsche Radiosendungen aufgefordert. Unter Leitung von Dr. Ernst von Schenck bildete sich in Basel eine zivile Abwehrorganisation «Aktion nationaler Widerstand», rund 800 Personen umfassend. Der gleiche Geist beseelte auch im allgemeinen unsere Tagespresse, wenngleich die Redaktoren oft gezwungen waren, zwischen den Zeilen zu sagen, was der einzelne Bürger im privaten Gespräch mit drastischen Worten ausdrückte; doch auch so klang die Wahrheit den empfindlichen deutschen Ohren meist unangenehm genug, weshalb von Berlin aus die schweizerischen Behörden immer erneut bedrängt wurden, sie möchten die Presse und hier ganz besonders die grossen Basler Blätter mundtot machen. So forderte der Presseattaché bei der Deutschen Gesandtschaft in Bern vom Bundesrat ganz unverfroren unter anderem die Absetzung des Chefredaktors der «Basler Nachrichten» und von Dr. A. Kober, der unter dem Pseudonym Salander durch seine Artikel in der «National-Zeitung» den Hass des deutschen Propagandaministeriums auf sich gezogen hatte.

Carl J. Burckhardt: Über Basel (1952)

(aus *E. Egli*: Erlebte Landschaft. Artemis, Zürich 1961. S. 217–219)

Zurzeit lebe ich in Versailles, an einem Ort somit, welcher dem Wesen meiner Vaterstadt Basel in jedem Zuge entgegengesetzt ist . . . Versailles ist ein historisches Monument wie Paestum.

Wir aber stammen aus einer lebendigen Stadt, die bis in diese Tage, in denen Städte in wenig Stunden vertilgt werden, mit ruhigen Atemzügen lebte und sich entwickelte.

Heinrich Heine, in seiner Pariser Matratzengruft, dachte «an Deutschland in der Nacht». Als er starb, folgte mein Grossvater, der damals in der französischen Hauptstadt studierte, mit wenig andern seinem Sarge, weil man «einen deutschen Dichter» zu Grabe trug, einen Mann, der bitter, scharf und verwegen, oft hämisch, aber dennoch mit einer durch seine Gabe der Voraussicht gesteigerten Sorge, ja mit

einer düsteren Liebe über das scheinbar unlösliche, das enttäuschendste aller Probleme, das deutsch-französische und somit das europäische Problem, nachgedacht hatte. Ihn brachte es um den Schlaf. Ich denke bisweilen an Basel in der Nacht, und von diesem Denken geht für mich eine Beruhigung aus. Denn diese Stadt ruht in sich selbst, und sie hat in ihrer Weise, was auch fernerhin geschehen möge, eine andernorts so oft misslungene europäische Aufgabe gelöst. Gelegen dort, wo der Rhein sich plötzlich nach Norden dem Meere zuwendet, ist Basel zwischen Schwarzwald und Vogesen ein merkwürdiges «linksufriges» Gebilde, in welchem ebensoviel vom Geist der «rive gauche» der alten Sorbonne vorhanden ist als vom sundgauischen, vom rheinischen süddeutschen alten Reichswesen, auf welches stromaufwärts auch hanseatische Art einwirkt, so dass eine eigentümliche Mischung entstehen konnte, in welcher der Anteil später reichsdeutscher Kultur, oft durch erlauchte Vertreter der Rheinstadt gespendet, lösbar wurde.

Es tut mir leid, dass ich so selten Gelegenheit habe, das Bild Basels, das ich in mir trage, aufzufrischen. Meine Vorstellungen von der den Hügeln, Tälern und Ebenen auf engem Raume angeschmiegt Stadt ist mir völlig gegenwärtig, deutlich, plastisch, und ich kann in Gedanken in den späten Vormittagsstunden den Kreuzgang des Münsters verlassen und vor der barbarischen Realschule, dem pompösen Bildungstempel, stehen und rasch den Hut vom Kopfe nehmen, weil eine Respektperson vorübergeht, oder ich vermag es, in Gedanken an einem Septemberabend von den kleinen Anlagen beim Lohnhof und der Leonhardskirche die Münstertürme in einem merkwürdig goldenen und blauen Licht rot aufleuchten zu sehen und dabei die Rufe der kleinen Buben zu hören, die aus der Kanonenschule auf dem Heuberg laufen und sich in der unverkennbaren Sprache der «Spalemer» herausfordernde Worte entgegenschleudern. Aber dieses mein Stadtbild gehört der Zeit vor 1914 an; denn seither war ich immer nur sehr kurz in Basel, so dass, wenn mir die Anschauung meiner vergangenen Basler Gegenwart in wunderbarer Deutlichkeit vor Augen tritt, ich längst Verstorbene in Zylinderhüten umgehen sehe und alles mir belebt erscheint durch Pferdegetrappel und das Vorüberfahren schöner Equipagen. Ich sehe sogar den Birsig noch offen, mit der Wäsche, die wie in Genua oder sonst irgendwo am Mittelmeer zum Trocknen aus den Fenstern hängt, ich sehe den Blumenrain mit dem Segerhof; den St.-Alban-Graben aber vom kleinen Garten des Ritterhofes aus kann ich mir nie anders vorstellen als mit dem schönen Wirtemberger- und dem Ernauerhof.

Alles später Gekommene und Entstandene kommt mir vor, als sei es nach einem Bombardement provisorisch aufgebaut worden. Vergeblich suche ich nach den schönen Häusern des 19. Jahrhunderts, die viel erstaunlicher waren als die erhaltenen Barockhäuser, weil sie in einer Zeit entstanden und gelungen waren, in der man andernorts nicht mehr bauen konnte; mir fehlt die Villa «Passavant Allemandi», die jener Alioth baute, dem Jacob Burckhardt die «Briefe an einen Architekten» schrieb, mir fehlt das Haus Gönner, welches der schönste Bau des alten Stehlin war. Mir fehlt diese unglaubliche Vielfalt des alten Stadtbildes, in welche alle Zeiten auf einem topographisch so reizvoll bewegten Plan sich Schicht über Schicht mit sicheren Übergängen und immer gleichberechtigt eingefügt hatten, während jetzt eine Tendenz vorwaltet, welche, noch schärfer, als es in der könig-

lichen Siedlung zu Versailles der Fall ist, alles gleichschaltet, so dass zuletzt um einen immer schmäler werdenden alten Stadtkern, wie er noch unvergleichlich zwischen Mittlerer Rheinbrücke und Wettsteinbrücke steht, alles übrige, samt den an eine französische Kleinstadt der achtziger Jahre erinnernden Strassen des Paulusquartiers, mehr und mehr zu einem Einheitstypus Schema N umgeschaffen wird. Ja, das Schöne an dem alten Basel war, dass zwar alles jeweils sogenannte Neue Eingang fand, dass aber alle Zeiten ihre Schrift und Art in einem oft wunderbaren Gleichgewicht ausbreiten durften, so dass Gotik und Renaissance, Barock und Klassizismus gültig und ausgewogen nebeneinander bestanden. Nun räumt die flüchtige Jetztzeit ab, die doch ebenso vergänglich und so unvergänglich sein müsste, wie jede andere frühere es war oder spätere es sein wird. Etwas ist aus dem Gleichgewicht gefallen, etwas wuchert; Wucherung aber ist ungesund und auch ungemein unbaslerisch.

D Altstadt

(aus *Blasius* [F. Burckhardt]: Em Bebbi sy Fasnacht. – Gedichte. Schwabe & Co., Basel 1975)

Ai Erger het mi mängmool bisse:
wie gseht au unsri Altstadt uus!
Was hämmer nit scho abegrise,
was isch nit abgnutzt und verschlisse,
als käms grad morn ins Broggehuus!

Was hilfts, wenn si verkindige,
mer haige jo e Dänkmool-Schutz.
Wenn d Spekulante sindige,
die findigen und windige,
isch s Schimpfe noochhär nit vyl nutz.

Wie soll me däne Heere wehre?
Derby kennts doch so aifach sy.
Si miessten ebbis numme lehre:
blybt unsri Altstadt nit in Ehre,
ischs mit der Fasnacht bald verby.

Uff braite Stroosse, wo sich stregge,
läbt nie die rächti Drummel-Kunscht.
Mir bruuche Winkel, Stäge, Egge
und schmali Plätz, wo sich verstegge;
dert kesslets so wie niene sunscht.

Nai! Kan i nit dur d Gässli laufe,
de Glygge noo im glyche Schritt,
dno soll me mira d Stadt verkaufe!
Ych loss mi zerscht als Zircher taufe
und mach bym Säxilyte mit.